

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 8 (1904)

Artikel: Aus dem Reich der aufgehenden Sonne
Autor: Rodt, Cäcilie von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573270>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Japans künftige Krieger (Herumtragen des Mikoschi, eines metallenen, meist von einem Phönix bekrönten Götterschreins.)

Aus dem Reich der aufgehenden Sonne.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Mit einundzwanzig Abbildungen.

War es eine Vorahnung, die mich vor zweieinhalb Jahren den Titel „Japans künftige Krieger“ unter obiges Bild setzen ließ?

Dicht geschart, unter fröhlichen Scherzen trugen damals die Knaben ein sogenanntes Mikoschi, einen metallenen Götterschrein, durch die Straßen der alten Mikadostadt Kioto, vielleicht heute schon tragen die Ältesten unter ihnen die Waffen für das teure Vaterland.

Neulich las ich in einer Zeitung — wie Tadel lag es in den Worten — die japanischen Mütter ließen ihre Söhne ohne Tränen, ohne Klage ins Feld ziehen.

Scheinbar leichten Herzens das größte Opfer dem Vaterland darbringen: können wir uns einen schätzern, glühenden Patriotismus denken?

Wer auch nur kurze Zeit in Japan weilte, hat täglich, stündlich Gelegenheit, die große Liebe zwischen Eltern und Kindern zu beobachten. Viel enger als zwischen Ehegatten ist das Band, das Mutter und Kind verknüpft. Uebrigens dürfen wir dieses Band nicht nur bildlich nehmen; denn kaum ist Baby ein paar Wochen alt, so

bindet die Mutter es sich fest auf den Rücken. Kein Ausgang, keine Arbeit, kein Vergnügen gibt es mehr für sie ohne ihr kahlköpfiges Reiterlein. Kann es aber endlich seine Beinchen gebrauchen, so nimmt meist Nummer Zwei seine Stelle auf Mutters Rücken ein. Groß, ja sehr groß ist der Kinderjagen in Japan. Ihm entspricht das mannigfaltige, reizende Spielzeug, von dem gar manches nach Europas Kinderstuben wandert. Niedliche Tonwaren, Puppen, Schildkröten, die Kopf und Füße bewegen, komische Masken, allerlei Feuerwerk und vor allem köstliche Papierdrachen! Wie komisch sehen sie aus, die phantastischen, buntbemalten Vögel und wunderbar geformten Ungeheuer, wenn sie bei günstigem Wind ihren Flug hoch empor in den blauen Aether nehmen! Da ist es gar nicht verwunderlich, wenn Jung und Alt ihnen entzückt nachblickt und Vater, ja Großvater mit lebhaftem Interesse an dem tollen Spiel teilnimmt.

Ein verstoßenes, unglückliches Kind kommt in Japan wohl selten vor, ja sogar die Strenge des Gesetzes wird milde, wenn es eines kleinen Uebeltäters Bestrafung betrifft.

Ich habe schon vor längerer Zeit eine hübsche Anekdote hierüber gelesen:

Eine ganze Anzahl Tiere galt namentlich in früheren Jahren für heilig. Sie waren durch das Gesetz geschützt, und wer eines von ihnen tötete, wurde mit dem Tod bestraft. Zu diesen bevorzugten Tieren gehörte auch die prächtig gefiederte chinesische Mandarinente. Einst warf ein dummer kleiner Junge aus Mutwille einen Stein nach solch einem heiligen Tier. Das Unglück wollte, daß er es traf und tötete. Ein gewaltiger Volksauflauf entstand. Der arme kleine Verbrecher wurde vor den Richter geschleppt. Dieser setzte seine strengste Amtsmiene auf und verkündigte: „Der Tod trifft den Uebertreter dieses Gesetzes. Ist der Vogel wirklich tot, so muß der Junge sterben. Vorerst wollen wir aber sehen, ob es kein Mittel gibt, die Ente herzustellen.“ Hierauf überreichte er die schon starre Leiche der unglücklichen Ente mit folgenden Worten der Mutter: „Pfleget das Tier den ganzen Tag gehörig! Morgen wollen wir sehen, wie es ihm geht, und dementsprechend werde ich meinen Urteilspruch fällen.“

Brauche ich wohl zu sagen, daß die Mutter sich auf den



Mutter mit Kind.

nächsten Tag eine sehr lebenslustige Mandarinente verschaffte? Aus kräftiger Kehle klang ihr: „Coin, coin, coin“ durch den Gerichtssaal, und munterer Flügelschlag begrüßte den freundlich flugen Richter. „Sagte ich es euch nicht, daß der arme Vogel sich erholen würde?“ fragte er. Und eine dankbare Mutter zog mit ihrem geretteten Kind glücklich von dannen — —

Zu Stadt und Land belebt eine zahlreiche Kindermenge stets die Straßen. In den Dörfern treiben sie sich oft so leicht gekleidet umher wie das erste Menschenpaar vor dem Sündenfall. Da ist jedwede Gefahr ausgeschlossen, die Kleider zu verderben, mütterliche Schelte zu bekommen, wenn sie zerrissen oder beschmutzt sind. In der Stadt dagegen erscheinen die Kleinen als Miniaturausgaben der Großen: die Bübchen im langen, gestreiften Kimono, den schmalen Kreppgürtel um den Leib geschlungen, und die Mädchen als kleine Dämchen mit der künstlichen Frisur der Erwachsenen und dem buntgeblumten, bis an die Füße reichenden Kimono. Erlauben es Stand und Reichthum, so trägt die Kleine schon wie die Mutter den breiten seidenen Gürtel, Obi genannt.

Wer kennt sie nicht aus Abbildungen, jene riesigen Gürtelschleifen? Wenn sie besonders breit und aus starrer bunter Seide verfertigt sind, lassen sie ihre Trägerin aus der Ferne einem großen Schmetterling ähnlich sehen.

Unzählige Male auch sind sie beschrieben worden, die kleinen, kindlich naiven, schmieglamen, puppenhaften Frauen des Reiches der aufgehenden Sonne. Auf jedem japanischen Fächer, jedem Wandschirm blicken uns ihre braunen, vielleicht etwas zu mandelförmig geschnittenen Augen an, lächelt uns ihr karminrotgefärbtes Mündchen zu. Nichtige Schönheiten sind sie ja nicht. Dazu stehen die Backenknochen zu sehr hervor, die Nase ist zu flach, und die Züge sind nicht regelmäßig genug; aber ein großer Liebreiz, eine freundliche Sanftmut verschönern die Gesichtchen der meisten jungen Japanerinnen.



Japanerin mit Tochter zur Winterszeit.

An eine Schilderung des munteren, aber keineswegs lärmenden Treibens auf der Straße haben sich — ach, wie so oft — gewandtere Federn als die meine gewagt. Und doch, ein richtiges Straßenleben, wie es in Tokio, Kioto oder Osaka herrscht, kann sich niemand vorstellen, der es nicht selber gesehen! Rechts und links gibt es da zu schauen. Hundert Augen möchte man sich wünschen, um all die Szenen und Bilder in sich aufnehmen zu können. Unaufhörlich wogt eine bunte Menge durch die auffallend reinlich gehaltene Straße. Die langen, farbigen, oft das Dach überragenden Firmenschilder geben den Eindruck einer festlich besagten Stadt. Festlich gestimmt auch möchte ich die heitern Japaner nennen, die freundlich lächelnde Blicke daher auf tief vor einander sich verbeugen. Gilt es gar eine angesehene Persönlichkeit, dann neigen sich die elastischen Körper bis zur Unmöglichkeit. Die Stirne berührt nahezu die Erde, und flach legen sich die Hände auf die Knie.

Mit Pferden bespannte Wagen kommen nicht allzuhäufig vor, wohl aber jene Zinrifisha genannten Wägelchen, wo der vorgespante Kuli zugleich die Rolle des Kutschers und des Pferdes übernimmt; auch diese Wägelchen sind in Europa durch unzählige Abbildungen bekannt geworden. Ich beschränke mich daher auf die Erklärung des schwer auszusprechenden und noch schwerer zu behaltenden Wortes. Wörtlich übersetzt lautet es: Zin, japanisch = Mann; riki, japanisch = Kraft; sha, eine Korruption des englischen Worts car (Wagen). Also frei ausgedrückt: ein Wagen, der durch Mannes Kraft bewegt wird. Ja, einer riesigen Kraft und Ausdauer erfreuen sich diese unermüdlich stundenlang mit ihrem Fahrgast trabenden Nishikuli. Dabei sind sie zumeist wohlgelant, finden noch Zeit, einander zeremoniell zu begrüßen, sich anzulächeln, und genügend Lungenkraft, während des Laufes endlose Gespräche mit allfälligen denselben Weg trabenden Kollegen zu führen. Mit freilich sollen sie bei diesem anstrengenden Beruf nicht werden, und Lungenkrankheiten, wie auch schlimme Geschwüre an den Beinen führen sie häufig einem frühen Tod entgegen. Die im Jahr 1869 zuerst in Japan üblich gewordene Zinrifisha hat ihren Erfinder zum reichen Mann gemacht. Bald verbreitete sie sich in China, und während Britisch-Indien und die niederländischen Kolonien sie nicht kennen, begrüßte ich sie in Ceylon freudig wieder. Ist einmal das unangenehme Gefühl, Menschen als Pferde zu gebrauchen, überwunden, so kann ich mir kein angenehmeres Beförderungsmittel denken als die japanische Zinrifisha.

Von dem dunkelgepolsterten, zumeist schön lackierten kleinen Wagen heben sich bunt die zierlichen Gestalten der Japanerinnen ab. Oft fahren sie zu zweit, oft füllen, wie auf unserm Bildchen (S. 228), Kinder den etwa noch vorhandenen Raum aus. Regnet es oder scheint die Sonne, so wird das Verdeck sorglich heraufgenommen. Immerhin aber bedient man sich lieber des bei Regenwetter und Sonnenschein stets sich gleichbleibenden Schirms. Leider hat sich auch hier unser häßlicher, dunkler europäischer Schirm eingebürgert und droht seinen gelben, originellen ölpapierenen, einheimischen Kollegen zu verdrängen. Unwillkürlich ruft er den Vergleich mit dem europäisch gekleideten Japaner hervor. Auf allzugroße Schönheit darf sich ja das starke Geschlecht Nipons nichts einbilden; jedenfalls aber sieht im allgemeinen der nach abendländischer Mode gekleidete Stutzer noch unvorteilhafter aus als der Mann aus dem Volk im Kimono. Komisch wirkt die häufige Mischung beider Trachten: oft ist es nur ein schwarzer Hut, ein paar europäische Stiefel oder gar ein dunkler Leberzieher, unter dem die nackten Beine naiv hervorgucken. Unbequem — ich kann es nachfühlen — fallen wohl jedem Japaner unsere lederen Schnürschuhe, und das erste, was der eingeborne Reisende zweiter und zuweilen auch erster Klasse tut, ist, sich sofort seiner Schuhe zu entledigen und sich behend in bloßen Strümpfen auf die Sitzpolster zu kauern.

Doch zurück zu unserm japanischen Papierschirm. Wie hübsch sieht er aus, wenn er aufgespannt leise im Wind vibriert, wenn die Sonne ihn in mattes oder dunkles Gold verwandelt, je nachdem sie die feinen, braungefärbten Bambusstäbe des Gestells oder den goldgelben, durchsichtigen ölpapierenen Leberzug trifft. In Niffo habe ich meinen ersten japanischen Sonnenschirm erhandelt, ihn förmlich vor meinen Augen entstehen sehen (s. Abb. S. 228). Seine Erzeuger, zwei junge Burischen, arbeiteten auf der Erde hockend ohne Stuhl und Tisch, wie es im Osten Brauch ist. Wunderbar sink ging ihnen alles von der Hand; am meisten Mühe verursachte die Uebersetzung meines Namens in japanische Schrift; denn auf jedem anständigen Schirm müssen



Japanisches Strassenleben.

ja weithin leserlich in großen schwarzen Buchstaben die Initialen des Besitzers stehen. Als dies endlich fertig, schnitt der Gehilfe des Künstlers noch ein Stück Delpapier zurecht und befestigte es in genialer Schleife nicht unten am Griff, wie bei uns, sondern oben an der Spitze, die freilich in Japan durch ein breites abgerundetes Stück Bambus ersetzt wird.

Die Nachbarkude zeigte eine Vergrößerung des Schirmgeschäfts durch bemalte Papierlaternen aller Formen und Größen, wie sie in Menge ja auch zu uns den Weg finden (i. Abb. S. 229). Ein paar Schritte weiter war ein Schuhladen, wo die Strohsandalen der Kuli und sog. Geta zu Haufen lagen. Letztere bestehen aus einem Brettchen, unter das zwei hohe Leisten genagelt sind. Sie sehen wie kleine Fußschemel aus, und diese sowie sehr hohe plumpe Holzsandalen nach Art unserer teffinischen „Soccoli“ werden bei Regenwetter ausschließlich getragen. „Klipp, klapp!“ werden es dann auf den Bahnhöfen und den hohen zu den Tempeln hinaufführenden Treppen. Der Gang der Frauen ist bei dieser Fußbekleidung nicht weniger als grazios.

Anderer Gewerbe nicht werden sozusagen auf offener Straße betrieben, wie Weben und Färben der Stoffe; beides ist zum Teil Kleingewerbe und Arbeit der Frauen. In den schönen warmen Septembertagen standen die Türen der Verkaufsbuden weit offen, und auch in den Häusern waren die Schiebewände entfernt, sodaß neugierige Sonnenstrahlen und vielleicht noch neugierigere Globetrotters ihre Blicke in die hintersten Falten des Familienlebens tauchen konnten. Eigentümlich ist diese Offenherzigkeit, verglichen mit dem sonstigen verschlossenen Wesen der Japaner. In politischen Angelegenheiten wird einem Fremden niemals die Wahrheit gesagt, und jetzt während des Kriegs hören die in Japan lebenden Europäer von den Tagesneuigkeiten weniger als wir, ja sie erhalten die Nachrichten vom Kriegsschauplatz über den kleinen Umweg von Europa. Es

bedurfte übrigens nicht einmal eines Krieges, um diese Erfahrung zu machen. Stellte ich zum Beispiel, natürlich meist unabsichtlich, eine Frage über etwas, das kein besonders günstiges Licht auf Land und Leute warf, lächelte der Gefragte mir freundlich verbindlich zu und verstand plötzlich kein Englisch mehr.

Doch nun hinweg aus dem Leben der Großstadt in die friedensvolle Natur mit ihrem jedes Auge und Herz unwiderstehlich überschleichenden Zauber! Wärmer, leuchtender entsetzt hier die Herbstsonne ihre Strahlen als bei uns. Nirgends Dunst, nirgends Nebel! In durchsichtigster Klarheit liegt die Landschaft ausgebreitet! Am Meeresstrande stehend blicke ich landeinwärts über die wohlgepflegten Felder hin in die Ferne, wo die dunkeln Linien der bewaldeten Berge sanft ansteigen und in einsamer Höhe die stolze Pyramide des Fuji-no-yama thront (i. Abb. S. 230). Nicht so schroff wie der Piz von Tenerife, nicht so zerrissen wie der Aetna, erinnert der Fuji, der heilige Berg Japans, an beide. Er teilt mit ihnen den Ruhm, der schönste Berg der Welt zu sein. Und wirklich, naht ein seemüder Reisender sich den Gestaden Tenerifas, Siziliens und Japans und sieht in weiter Ferne, einer düstigen Wolke gleich, den Piz Aetna oder den Fuji über dem Meerespiegel auftauchen, dann wird er, wie ich, bei jedem der drei jedesmal wieder ausrufen: „Der ist es, von den dreien der Schönste!“

Und der schönste ist Berg Fuji für jeden Japaner, nicht nur für den Maler und Poeten, nein, auch für den geringsten, den ärmsten Kuli. Wie volkstümlich der Fuji ist, sehen wir schon aus den Bildern des auch in Europa bekannten japanischen Malers Hokusai. Er lebte im achtzehnten Jahrhundert und hat uns nebst vielem andern die „Hundert Ansichten des Fuji“ hinterlassen. Nicht genug, daß er den Berg in jeder Jahreszeit, jeder Tagesstunde, bei jedem Wetter und in allen Beleuchtungen darstellte, nein, er machte ihn zum Teilnehmer



„Jinrikisha“, mit Frau und Kindern.

misch naiv erscheint er plötzlich zwischen den Beinen eines grinenden Böttchergesellen oder guckt höhnisch einem ansehnlichen stoff- und phantasiereichen Schriftsteller auf sein leeres Blatt Papier.

Auch ohne Fuji aber ist Japan ein Wunderland (s. Abb. S. 231). Meer, Inseln, Berge, Flüsse, stille Seen, köstliche Färbungen, herrliche Bäume und Blumen lassen mich an das Land der aufgehenden Sonne zurückdenken, wie an einen schönen Traum.

(Schluß folgt).

an allerlei Szenen aus dem häuslichen Leben, gerade wie wir einem guten, bewährten Hausfreund in Freud und Leid seinen Platz in der Familie stets einräumen. Nicht nur entdecken wir einen Zypsel des heiligen Berges hinter dem mächtigen Segel einer Fischerbarke oder hinter dem Gerate einiger Holzfäller, sondern urkom-

hinsichtlich der Zeit des Eintritts ihrer Schwangerschaft hinters Licht zu führen.

Hätte er geahnt, daß die Geburt so nahe bevorstehend war, so würde er längst mit allen Mitteln jedes weitere Auftreten ihrerseits verhindert haben.

Wiederholt hatte es aus diesem Anlaß kleine Szenen zwischen ihnen gegeben. Aber Angelika, überdies von ihrem Ehrgeiz und dem Verlangen Geld zu verdienen getrieben, hatte fortwährend mit großer Entschiedenheit behauptet, daß ihr noch lange Zeit bleibe und daß sie sich bei fortwährender Tätigkeit am besten befinde.

So hatte Jean-Paul, der sie um jeden Preis vor Gemütsbewegungen verschonen wollte, nachgegeben.

Nun hatte sie endlich zwei Monate vor der normalen Zeit das Tanzen aufgegeben.

Angelika Amalie saß viel daheim.

Jean-Paul, der ein heftiges Verlangen fühlte, seine große Freude mit ihr zu teilen, und das Vernunftwidrige in diesem Sicheinschließen erkannte, suchte sie beständig durch allerhand Vorstellungen zum Ausgehen zu bewegen; aber Angelika, die mit den vielen andern Beschwerlichkeiten ihrer Natur auch einen gewissen hartnäckigen Eigensinn verband, blieb, wo sie war . . .

Und wie Jean-Paul mit seiner Freude nach außen allein war, so war er es auch nach innen.

Wie sie in ihrem ehelichen Leben alle Dinge verschieden betrachtet hatten, so betrachtete auch jetzt ein jedes, was geschehen sollte, von seinem besondern Standpunkt.

Angelika Amalie fühlte keine Freude. Im Gegenteil. Je mehr die Zeit vorrückte und die körperlichen Beschwerden zunahmen, desto ungeduldiger und hypochondrischer wurde sie.

Sie betrachtete sich eher als Märtyrerin für eine fremde Sache. Sie begriff nicht, warum gerade sie leiden mußte.

Sie betrachtete es eher als ein Unrecht, als einen Schmerz, die ihr unverdient zugefügt worden waren. Sie war bitter und zornig über all den Verdruß, den sie tragen mußte, und fast hätte sie Jean-Paul Vorwürfe darüber machen mögen, daß es überhaupt soweit gekommen war.

Jean-Paul ertrug ihre Klagen mit großer Geduld und tröstete sie, so gut er konnte.

Früher froh, wie er war, konnte er aus einem vollen Herzen schöpfen — — —

Eines Samstags konnte er gegen Abend Angelika Amalie endlich bewegen, ihn ein wenig hinauszubegleiten.

Jean-Paul.

Artistenroman von
Holger Rasmussen.

Deutsch von
Friedrich von Dänel, Aeschi.

(Fortsetzung).

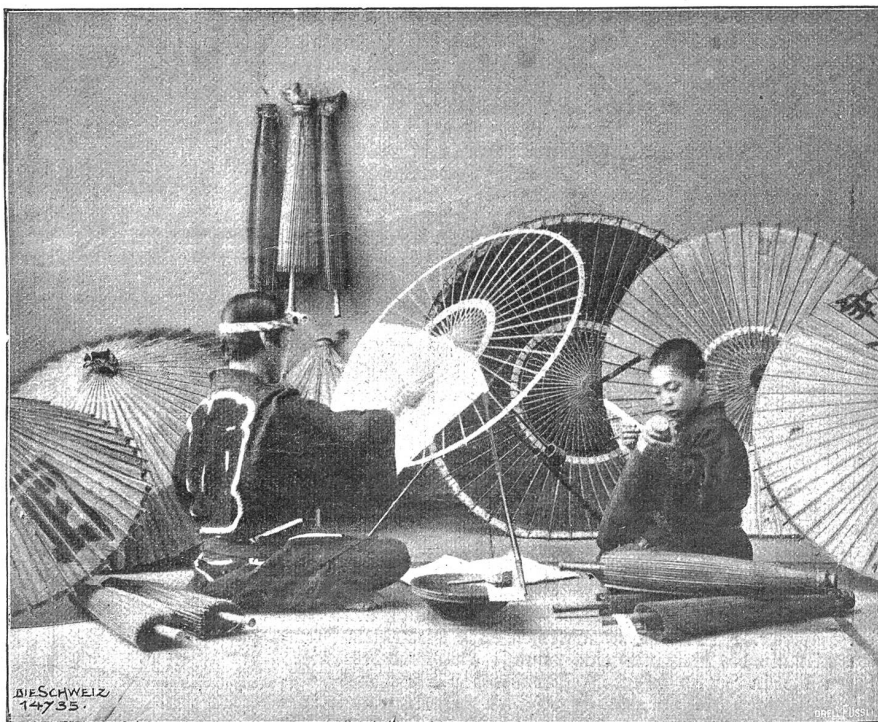
Jean-Paul hatte seine und Angelikas Anstellung gekündet. Er hatte sich darauf eingerichtet, die paar Monate bis zur Niederkunft seiner Frau hier zu bleiben.

In dieser wunderbaren Märchenstadt sollte das eigene wunderbare Märchen seines Lebens auferstehen.

Und Angelika Amalie sollte vollkommenen Frieden und Ruhe haben.

Allzulange hatte sie trotz ihrer Schwangerschaft ihren Dienst im Zirkus versehen; denn aus den törichtesten Eitelkeitsrückichten suchte sie ihren Zustand solange als möglich vor der übrigen Gesellschaft zu verbergen.

Ja, diese Rücksicht hatte sie sogar dazu verleitet, Jean-Paul



Japanische Schirmmacher.

Die Luft war frisch und mild, und Angelika Amalie war seit mehreren Tagen nicht mehr ins Freie gekommen.

Sie saßen auf einer Bank in einer Anlage vor der großen alten Stadt.

Vor ihnen lag der Festungsgraben mit seinem Apfelblütenduft und seinen fliegenden Schwalben. Von den Kirchtürmen in der Stadt drang der Ruf der alten Glocken mit ferner und fremder Stimme.

Jean-Paul ergriff Angelikas Hand:

„Nicht wahr, wir lassen das Kind hier taufen? Vielleicht in der katholischen Kirche?“

Angelika schüttelte nur schwermütig den Kopf.

Aber es gab noch jemand, in dessen unscheinbares Dasein diese Begebenheit mächtig eingriff — wenn auch auf andere Weise: Ingolf....

Ingolf hatte aus tausend Kleinigkeiten verstanden, daß seinem Lehrer und Freund etwas widerfahren war. Aber der kleine, neunjährige Kopf begriff nicht was.

Wohl hatte Jean-Paul sein Benehmen gegen ihn nicht besonders verändert. Im Gegenteil! Er nahm sich mit Freundlichkeit und Freude des Knaben fortwährend an und unterrichtete ihn auch dann und wann.

Aber es konnte nicht in Abrede gestellt werden: Ingolf war doch ein wenig in den Hintergrund getreten.

Das große, plötzliche Glücksgefühl, das das Herz des Arzisten erfüllt hatte, ließ nicht viel Raum für anderes übrig.

Wohl umfaßte er Ingolf noch immer mit warmer Hingabe und einem gewissen väterlichen Gefühl. Aber das große, innige Verlangen war verblieben, der Druck der Einsamkeit, die Armut des Herzens — alles, was seinerzeit ihn mit so großer Macht zu dem Knaben hingezogen hatte, das alles war nicht mehr.

Er fühlte sich ja nun reich, unendlich reich.

Aber desto ärmer fühlte sich der andere.

Das verlassene Kind, dem früher kein Mensch hatte Güte zuteil werden lassen und in dessen Herzen die Freundschaft



Japanische Schirm- und Lampenmaler.

Jean-Pauls eine große Liebe zum Wachsen gebracht hatte, trauerte nun bitter und einsam.

Zu verlieren ist schmerzlich für denjenigen, der nur wenig hat, und Ingolf fühlte, daß er nun das Einzige, was er hatte, verlor.

Denn darüber war der Knabe im reinen, daß Jean-Paul fort sollte.

Gautie hatte es ihm erzählt....

Wenn Jean-Paul wie gewöhnlich am Abend mit einem halb geistesabwesenden Lächeln in den gemeinschaftlichen Ankleideraum trat und mit dem Umkleiden begann, dann konnte Ingolf stumm und mit einer gewissen ängstlichen Spannung seinen Bewegungen folgen.

Er konnte zusammengekauert und gleichsam auf der Lauer dastehen, um einen einzigen kleinen Zug zu entdecken, der ihn an das Glück der früheren Zeiten erinnerte.

Und blieb dieser aus, dann konnte die Seele des Kindes von einer traurigen Bitterkeit verdunkelt werden, einer Art ernstem Halbtraum der Verachtung für die Willkür dieses Lebens, dieses grausame, törichte Spiel mit Menschen und Menschenherrschaften.

Er verstand nichts.

Er begriff nur, daß das eine oder andere ihn beiseite gedrängt hatte.

Aber was?

In seiner kleinen Seele glühte eine heftige Eifersucht gegen dieses Unbekannte, dieses geheimnisvolle Etwas, das im Herzen des andern Platz genommen hatte.

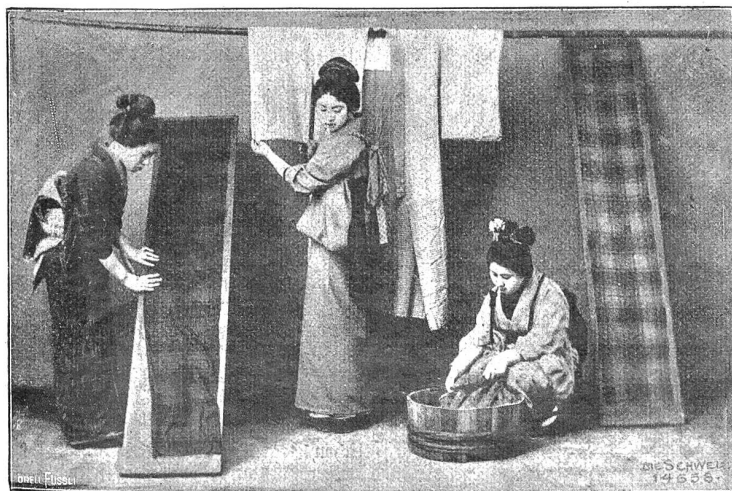
Und Ingolfs erste reine Kindesliebe gehörte vollständig Jean-Paul an.

II.

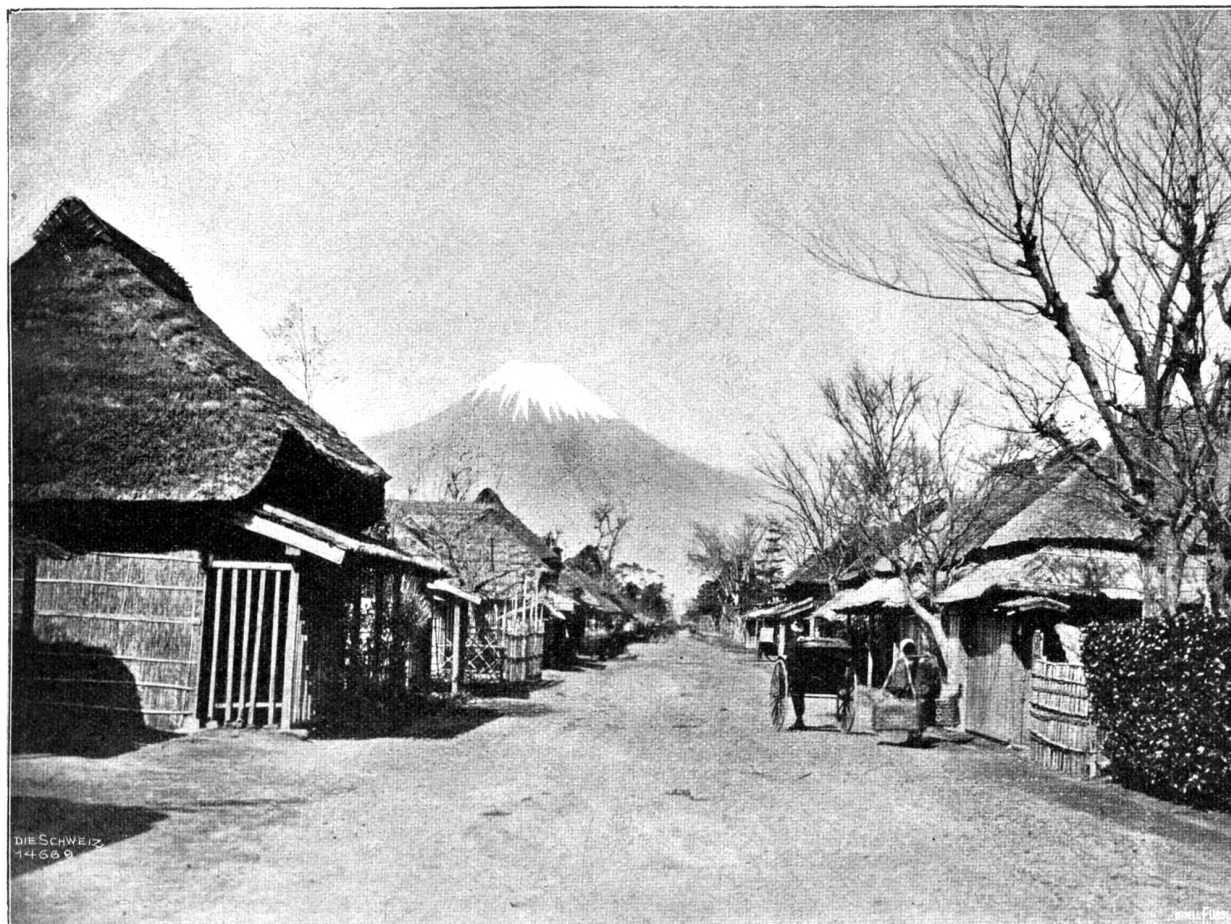
Dwöraks Zirkus hatte nur noch wenige Vorstellungen in der alten Stadt zu geben.

Da war es eines Vormittags.

In der Manège war Direktor Dwörak eifrig mit der Dressur zweier schöner Halbblutpferde beschäftigt, die er neulich gekauft hatte.



Aufspannen der gefärbten Stoffe.



Japanisches Dorf mit Fuji-no-Yama im Hintergrund.

Ein Teil des Stallpersonals war für etwaige Fälle längs der Barriere aufgestellt.

Der kleine, bewegliche Ungar, der die Tiere an der Leine führte, arbeitete mit großer Entschlossenheit und Energie. Er bediente sich seiner kleinen blitzenden Augen und seiner scharfen Kommandostimme mehr als der Peitsche.

Er hatte eine eigene Art, sich Respekt zu erzwingen, ein gewisses rasches und brutales Drauflosgehen, das ohne Schläge die schauenden Tiere auf die Knie zwang. . . .

Nach einstündiger ununterbrochener Arbeit warf er die Leinen hin und gab den Stallknechten ein Zeichen, die Pferde abzureiben.

Er selbst sprang auf die Barriere, blieb einen Augenblick stehen, betrachtete die beiden dampfenden Tiere, erteilte einen letzten Befehl und ging dann durch das Tor herein.

Hier begegnete er Jean-Paul.

Die beiden Herren grüßten einander, und der Direktor blieb stehen.

Es geschah übrigens äußerst selten, daß er ein Wort mit seinem Personal wechselte. Das rein Geschäftsmäßige überließ er seinem Regisseur.

Indessen begrüßte er Jean-Paul mit einem kurzen Händedruck.

"Es ist also bestimmt, daß wir uns trennen?"

"Ja, es ist bestimmt."

"Sie bleiben hier in der Stadt?"

"Bis meine Frau niedergekommen ist, ja."

"Sie können nicht noch vierzehn Tage bei mir bleiben?"

"Bedauere, nein."

"Sie erweisen mir einen Dienst."

"Tut mir leid, ich kann nicht."

"Warum?"

"Ich habe für einen Monat hier Anstellung am Variétéstheater erhalten."

"Und Sie müssen sogleich eintreten?"

"Ja."

"Hm! Ja so . . . Nichts dabei zu machen! Bitte, Ihre Frau zu grüßen! Adieu!"

Der Direktor ging.

Jean-Paul blieb einen Augenblick stehen.

Vor ihm wurde der Vorhang zur Seite geschlagen.

Die beiden Halbblutpferde wurden vorübergeführt.

Nun küßte er selbst den Vorhang und trat in den Zirkus.

Er stand in der Einfahrt und betrachtete die zerstampfte Manège.

Vor ihm und zu beiden Seiten die langen leeren Bankreihen. Ueber seinem Kopf das grünliche Segeltuchdach, auf das die Sonne brannte. Auf der Leinwand zeichneten sich die dunkeln Streifen der Verbindungsnähte ab. Mitten über der Manège die angehefteten Trapeze der Lustarbeiter. Zur Linken die Orchestertribüne mit ihren roten Kalifodrapieren, rechts eine noch nicht herabgenommene Dekoration der Pantomime des vorigen Abends.

Hier drinnen eine drückende, schwüle Stille.

Draußen, hinter ihm ein ferner Lärm der mancherlei Laute des Stalls. . . .

Von der erhigten Rinde stieg ein schwerer, bitter-süßlicher Geruch. . . .

Abschied also . . . vorläufiger Abschied von all diesem . . . oder vielleicht für immer? Nun, was dann?

Wieder wurde er von jener wunderbaren Wehmut ergriffen, jener eigentümlichen, fast süßlichen Beklommenheit, welche die Jahre seines Lebens hindurch beständig seinen Geist heimgesucht hatte, wenn die Zeiten wechselten.

An allem, was zurückgelassen worden, an allem, was dagelassen werden sollte, Gutem oder Bösem, haßte immer jene halb wollüstige Schwermut, die er selber nicht zu meistern imstande war . . .

Aber das Lebenswohl hat immer seinen eigentümlich traurigen Klang, weil es stets ein Stück Leben gibt und weil das Leben nur eines ist — hastig gelebt, in Sorge wie in Freude, in Weinen wie im Gesang.

Vorbei! Vorbei!

Wärme und Stille wuchsen hier drinnen Seite an Seite . . .

„Herr Jean-Paul!“

Der Artist schrak zusammen und wandte sich um . . .

Vor ihm stand Ingolf.

Der Knabe trug ein paar kurze, weiße Leinwandhosen und hatte Gymnastikschuhe an den Füßen. Das kleingestreifte Hemd war am Hals nach unten geklappt, und das blonde Haar lag in feuchten Strähnen auf der Stirn.

Jean-Paul sah sogleich, daß die großen Augen des Kindes einen leidenden Ausdruck hatten, und dieses Zucken um die Mundwinkel kannte er.

„Herr Jean-Paul.“

Der Artist betrachtete einen Augenblick den Knaben, wie er klein und demütig auf der braunen Kinde der Einfahrt stand. Ein großes Gefühl der Reue ergriff plötzlich das Herz Jean-Pauls und preßte es zusammen.

Hatte er diesem Kind nicht unrecht getan?

Ein neues Gefühl trat in den Vordergrund — eine heftige Freude darüber, daß es noch nicht zu spät war, alles gut zu machen.

Er näherte sich dem Knaben und ergriff seine Hand.

Seine Stimme klang gedämpft und mild:

„Was willst du, Ingolf?“

Das Kind blieb noch einen Augenblick stehen. Dann führte es plötzlich die Hand des Mannes an sein Gesicht und begann zu weinen.

Der Artist spürte, wie die Tränen zwischen seinen Fingern hindurchflossen.

Er beugte sich nieder und legte den Arm um Ingolfs Hals.

„So, so, mein Junge, du sollst nicht weinen . . . Das geht gar nicht an . . . Es wird wohl noch alles gut werden . . . Nun, nun, nun!“

Und mitten in einem heftigen Kampf, um das Weinen zu unterdrücken, sagte Ingolf:

„Ich hörte . . . neulich . . . daß . . . Sie mit dem Direktor sprachen . . . und Gantie hat mir auch gesagt . . . daß . . .“

Tränen erstickten seine Stimme.

Jean-Paul hatte sein Versprechen, Ingolf mitzunehmen, wenn er einmal selbst fortzöge, nicht vergessen. Aber dieses Versprechen war in den Hintergrund getreten vor der sonnigen Hoffnung, die im Herzen des Artisten glühte.

(Fortsetzung folgt).

Gedanken über den photographischen Dilettantismus

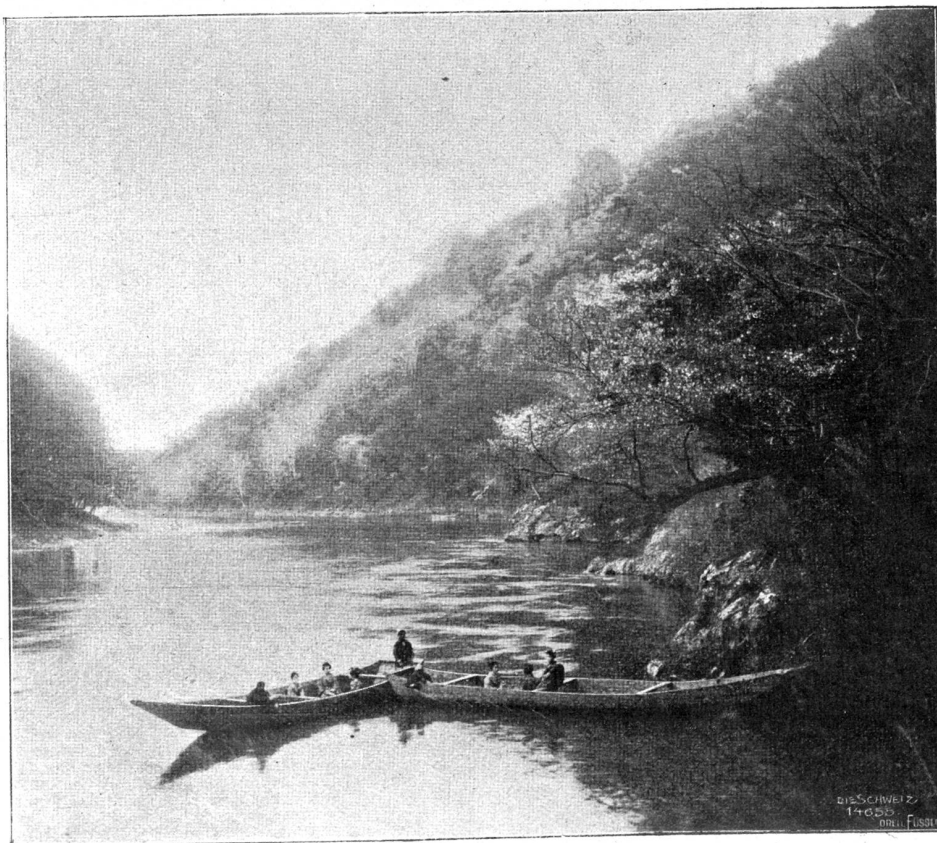
im Licht der bildenden Kunst.

Mit Wiedergabe von zwei photographischen Studien des Verfassers.

Kein Gebiet weist innerhalb eines Jahrhunderts eine derartig immense Entwicklung auf wie die Photographie; es seien nur die großen Errungenschaften auf medizinischem, bakteriologischem, astrophysikalischem und mikroskopischem Gebiet angeführt, die der photographischen Wissenschaft zu verdanken sind. Die künstlerische Photographie, eine vollständig neue und selbständige Erscheinung im Reich der bildenden Kunst, darf ihrerseits besonderes Interesse beanspruchen. Ist es nicht hochinteressant zu sehen, wozu sich die einst so harmlose „Spielerei“ der Amateurphotographie ausgewachsen hat, wie erst durch künstlerisches Gefühl, durch tiefenstes Studium der Natur, durch Fleiß und Ausdauer photographische Bilder zu vollwertigen Kunstwerken geworden sind?

Wohl hat heute bald jeder Tourist und Spaziergänger einen photographischen Apparat; doch das Ziel dieser Amateure ist bloß, Erinnerungsbildchen an ihre Reisen zu erhalten. Die große Zahl solcher Liebhaber und die enorme Quantität ihrer Erzeugnisse erdrücken die kleine Zahl derer, die auf höheren Stufen angelangt sind und aus ihren Bildern erst auf Grund vieler mühevoller Studien

Kunstwerke gemacht haben. Vonderfinden z. B., der Generalsekretär der „Belgischen Gesellschaft für Amateurphotographie“, äußert sich über die künstlerische Begabung seiner Mitglieder in folgenden Worten:



Flussbild bei Rioto.